



Feierabend



Die Männer, die die Bestie füttern.

Von Walt Carmen.

Mat saß auf dem Rand des Bettes.

„Ein Hölleleben, wie, Yankee?“

Mat fühlte sich zu elend, um Antwort zu geben. Sein Gesicht war bleich; sein Magen schien hinabsinken zu wollen.

„Die erste Fahrt!“ Der Schwede betrachtete ihn teilnahmsvoll. „Nach das Deck nicht schmutzig“, und er wies auf einen Eimer nahe der Tür. Mat torkelte hin. Er erlitt eben den ersten Anfall von Seekrankheit. Das Schiff befand sich noch in der Bai, schlingerte leise in der Brandung. Seine Bewegung ließ Mat unsicher zur Tür schwanken.

„Hör mit dem verdammten Stöhnen auf!“ brummte der Londoner, aus dem Schlaf schreckend.

„Salt's Maul!“ schrie der Schwede. Der Londoner drehte sich abermals der Wand zu und zog die Decke über den Kopf.

Die Heizer aßen. Mat horchte auf dem Betttrand. Der Anblick der Speisen trieb ihn abermals zur Tür. Der dritte Ingenieur kam. Die Mittagspause war zu Ende. Die Heizer griffen nach ihren Röcken. Der Schwede nickte Mat zu: „Deine Schicht, Yankee.“

Mat folgte ihm über das Verdeck. Dann eine Leiter hinab in einen Hölleenschlund, aus dem Gluthitze aufstieg, alles wie in ein brennendes Kalen hüllte. Die Stahlsprossen der Leiter verklangten ihm die Hände. Abermals überkam ihn Uebelkeit. Er wankte durch die Tür zum Kohlenbehälter hin.

„Langsam“, riet der Schwede. „Das ist kein Bureau.“ Er wies auf die Schaufel. „Gewöhn' dich daran, solange die Kohle noch in der Nähe liegt. Wenn du sie vom Behälter herfahren mußt, ist es noch ärger.“ Er öffnete mit der Schaufel die Tür des Ofens. Unter der glänzenden Haut des Schwedens spielten die harten Muskeln, da er die lange Eisenstange in die Glut stieß. Er stemmte sich gegen die Stange, zog sie rauchend zurück, warf sie ohne Anstrengung fort. Dann schaufelte er Kohle in den Ofen, mit einer Leichtigkeit und Annuit, die Mat, elend und schwach, voller Bewunderung beobachtete. In wenigen Augenblicken war der Kohlenhaufen zu Füßen des Schweden in der Glut verschwunden. Er schlug mit der Schaufel die Tür zu, wischte sich das verschwitzte Gesicht, nickte Mat zu und zeigte auf die Kohlen. „Nur schön

langsam“, belehrte er den Neuling. „Es ist noch genug Dampf.“

Mat betrat den Schubladen, um ihn die wenigen Meter zum feurigen Moloch hinzufahren, den er nun über zwanzig Tage während acht Stunden füttern mußte. Dann lehrte er zum Behälter zurück, blieb auf halbem Weg stehen, seckte.

„Du wirst es schon überwinden, Yankee. Da, komm unter den Ventilator.“

Vier Tage hindurch sammelte sich aller Jammer der ganzen Welt in Mats Magen. Tagtäglich, mittags beginnend, schufte er vier Stunden und dann abermals vier Stunden nach Mitternacht, in der Hitze des Heizraums, wo Menschen dazu verdammt waren, ihr Blut in Dampf zu verwandeln, den Dampf, der das Schiff antrieb. Das Schiff schlingerte und rollte wie ein tobender Stier. Die Wellen spritzten über das Verdeck, schleuderten die müden Heizer gegen die Kelling. Zu den Brandwunden kamen Beulen hinzu. Jede Bewegung verursachte Mat einen neuen Schmerz. Sein Geist war leer. Nach vier endlosen Stunden kletterte er die Leiter hinauf, hinaus aus dem Hölleloch, zog in tiefen Zügen den Wind ein, der über das Meer dahinfegte. Auf dem Vorderdeck saß in einem Käfig ein Papagei. Sobald der Vogel einen ruhgeschwätzten Heizer erblickte, kreischte er: „Ache, du Bastard, Ache!“ Mat durchschaute es kalt.

Mat war nicht mehr seckte. Während der Nachtschicht lehrte ihn der Schwede einige Kniffe seines Berufs. „Wer zum Teufel hat mehr als ein Paar Stiefel? Kein Heizer!“ Und während der Ingenieur nicht da war, schickte der Schwede Mat fort, Tee kochen. Er gab ihm genaue Direktiven und ein scharfes Messer mit. Mat kochte Tee; dann schlich er vorsichtig durch die Schatten, bis er den Zweifelsaal erreichte. Hastig beugte er sich nieder, schnitt aus dem dicken Teppich einen Streifen fort und verschwand. Die Heizer legten den dicken Teppichstoff auf die Zohlen ihrer Stiefel. Die heißen Kohlen brennen bald ein Loch in die Zohlen. Mat war nicht mehr seckte, aber sein ganzer Leib war nur noch eine Masse schmerzender Knochen und wunden Fleisches. Brandwunden und Beulen. In seiner Schicht wurde ein Neuling aus dem Heizraum ins Lazarett getragen.

Während jeder Schicht gab es erschreckende Augenblicke der Schwäche. Mat saß auf einem Kohlenhaufen, und der ganze Raum drehte sich vor seinen Augen. Der Schwede gab ihm ein Stück Zitrone, oder eine Zigarette: „Es wird schon besser werden.“ Die übrigen sahen Mat wohlwollend an. „Er hat Schneid, der verdammte Narr!“ „Wer in aller Welt hätte gedacht, daß sich ein Stehkragenidiot so gut halten kann!“ Mat aber glaubte von jeder Schicht, sie würde seine letzte sein.

Er begann wie ein Wilder zu essen, schien nie satt werden zu können. Die ungewohnte Kost verdarb ihm den Magen. Er ging zum Arzt, der ihm ein Senfpflaster gab. Die Heizer krümmten sich vor Lachen. Heizer und Matrosen waren nie krank, jedenfalls nie krank genug, um nicht zu arbeiten. Nur Neulinge suchten den Arzt auf. Der gab jedem, was auch immer ihm fehlte, ein Senfpflaster. Die alten Seebären brachten selbst vom Land ihre Arzneien mit.

Das Schiff war zehn Tage auf hoher See. Mat verlebte qualvolle Tage: vier Stunden Arbeit, acht Stunden Raft, wenn es keine Ueberstunden gab. Der Schwede schnitt ihm das Haar. Den Heizer ging der Alkohol aus. Sie wurden immer reizbarer, schimpften ewig miteinander. Der Londoner verfluchte alles und alle, besonders aber Mat. Der Hafen lag noch drei Tagereisen entfernt. Mat fühlte, daß er zusammenbrechen müsse. Der Schwede gab ihm gute Ratschläge und half ihm aus dem Heizraum. Als Mat das Verdeck erreichte, kreischte der Papagei: „Ache, du Bastard, Ache!“ Wilde Wut übermannte Mat. „Herrgott!“ Er begann hysterisch zu fluchen, warf seine Stange nach dem schreienden Vogel, verfehlte ihn. Der Schwede packte ihn beim Arm. „Komm, Yankee, wir wollen uns waschen.“ Er klebte ihn zur Dusche. Die anderen sahen schweigend zu. „Laß den Partijchen in Ruhe“, flüsterte einer.

„So, Mat, wusch deinen verdammten Overall in meine Schüssel und auch dein Hemd. Laß sie weichen.“ Mat hatte seit Beginn der Reise immer die gleiche Arbeits-tracht getragen. Der Kittel war steif vor Schweiß, Del und Kohlenstaub.

Wieder eine Schicht. Weitere Kohlen für

„Hoppla, wir leben!“

Eine Szene aus dem neuen Drama von Ernst Toller.

den roten Rachen des Molochs, dieses unerfättlichen, großbäuchigen Ungeheuers. Nun lagen die Kohlen bereits weit zurück im Behälter. Mat schaukelte vorsichtig, ängstlich. „Vorsicht mit dem verdammten Haufen da!“ brüllte der Schwede. „Vorsicht, wenn das Schiff schlingert!“ Mat belud den Schubkarren, machte sich auf den Weg. Das Schiff rollte, die Kohlenhaufen bewegte sich. Mat ließ den Schubkarren los. Die ungeheueren Kohlenmasse brach krachend zusammen, Kohlenstücke fielen auf Mat nieder. „Jesus!“ schrie der Schwede auf. Die Männer eilten Mat zu Hilfe. Zogen ihm den Kittel hoch, sahen Wunden und Beulen. Der Schwede tastete Mat die Knochen ab. „Gott sei Dank, nichts Arges. Ein Bierel Schnaps nach dem Landen wird alles heilen.“

Mats Nerven gaben nach. Sein ganzer Leib war ein Schmerz. Der Schwede schleppte ihn unter den Ventilator. „Ruhe, Pankeo. Ruhe, mein Junge...“

Der dritte Ingenieur sah teilnahmsvoll auf Mat, nicht dem Schweden zu. Führte dann Mat aus dem Heizraum in seine Kabine. Dort gab er ihm ein großes Glas Whisky. Mat trank, ohne zu wissen, was er tat. Die brennende Flüssigkeit rann durch seinen wunden Körper. Im nächsten Augenblick war alle Müdigkeit verschwunden. „Geht's besser?“ Mat nickte.

Er kehrte in den Heizraum zurück. Zwei Heizler waren erkrankt. Mat erbot sich, zusammen mit den anderen ihre Stelle einzunehmen. Der Londoner drückte ihm die Hand: „Du bist der erste verdammte Angestellte, den ich kenne und der Schneid hat.“ Der Schwede grinste wohlwollend.

Drei alkoholgetränkte Tage im Hafen, drei Tage, an denen man vergessen konnte. Drei Tage Raft für die schmerzenden Muskeln. Die weiche Luft der Südsee war wie eine Liebföschung. Das Schiff fuhr über das glatte Wasser. Der Himmel war ausgemerzt. Der Schwede wies auf das Kreuz des Südens. Sie sahen allein auf dem Berdack, genossen eine Zigarette, bis es an der Zeit war, von neuem auf vier Stunden in die Hölle zu steigen. Ein einsamer Matrose hielt Wache. „Elf Uhr, alles gut!“ sang er in die Nacht hinaus.

Von unten rief gutmütig neckend ein Heizler: „Matrosen gehören in die Höllenglut.“

Der Schwede lächelte. „Siehst du, Pankeo, es ist gar nicht so arg, auf dem Meer seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

Mat schwieg einen Augenblick, meinte dann: „Mag sein. Aber ich würde mir doch lieber meine Beschäftigung selbst wählen.“

Der Schwede lächelte im Dunkeln. „Pankeo, ich lebe nun schon fünfzehn Jahre auf dem Meer. Zuerst arbeitete ich in Schweden auf einem Bauernhof. Lief dann fort, arbeitete in den Vereinigten Staaten in Betrieben. Ich habe mein Lebtag gearbeitet; es ist immer dasselbe: Schwitzen, arbeiten, essen, schlafen.“

„Und dann krepieren“, sagte Mat.

Der Schwede warf seine Zigarette über die Reling. Sie leuchtete noch einen Augenblick, erlosch dann. „So!“

Das Schiff rollte leise.

„Wird es nie anders sein, Schwede?“

Der Schwede erhob sich. Entschlossenheit klang aus seiner Stimme. „Es gibt Menschen, die behaupten, es wird anders werden für den Arbeiter — und ich“, er betonte jedes Wort — „ich gehöre zu ihnen!“

Fritz: Darf man mal reinkommen?
Grete: Wir möchten Sie nämlich sehen.
Karl Thomas: Ja, kommt nur.

(Fritz und Grete herein, beide betrachten Karl.)

Fritz: Wir müssen nämlich bald gehen.
Grete: Wir haben Karten fürs Kino.

Fritz: Und heute abend gehen wir zum Boxkampf. Wollen wir mal boxen?

Karl Thomas: Nein, ich kann nicht boxen.

Fritz: Ach so.
Grete: Aber tanzen können Sie, nicht? Verstehen Sie Charleston oder Black Bottom?

Karl Thomas: Nein, auch nicht.

Grete: Schade... Sie waren wirklich acht Jahre im Irrenhaus?

Fritz: Sie will's nicht glauben.

Karl Thomas: Doch, ja.

Grete: Und vorher waren Sie zum Tode verurteilt?

Fritz: Mutter hat's uns erzählt. Sie las es in der Zeitung.

Karl Thomas: Eure Mutter vermietet Zimmer?

Grete: Freilich.
Karl Thomas: Eure Mutter ist arm?

Fritz: Reich wären heute nur die Schieber, sagt Mutter immer.

Karl Thomas: Wißt Ihr auch, warum ich zum Tode verurteilt wurde?

Grete: Weil Sie im Krieg mit dabei waren.

Fritz: Gans! Weil er in der Revolution mit dabei war.

Karl Thomas: Was wißt Ihr denn vom Krieg? Hat Mutter Euch von ihm erzählt?

Grete: Nein, Mutter nicht.

Fritz: In der Schule müssen wir doch die Schlachten lernen.
Grete: An welchem Tag sie waren.

Fritz: Blödsinnig, daß der Weltkrieg kommen mußte. Als ob wir nicht schon genug zu lernen hätten in der Geschichtsstunde. Von 1618 bis 1648 dauerte der Dreißigjährige Krieg.

Grete: Dreißig Jahre.
Fritz: Von dem müssen wir halb so viel Schlachten lernen wie vom Weltkrieg.

Grete: Und dabei hat der nur vier Jahre gedauert.

Fritz: Die Schlacht bei Lüttich, die Schlacht an der Marne, die Schlacht bei Verdun, die Schlacht bei Tannenberg...

Grete: Und die Schlacht bei Ypern.
Fritz: Es genügt uns.

Grete: Und wie! Das letztemal habe ich „mangelhaft“ bekommen, weil ich 1916 mit 1917 verwechselte.

Karl Thomas: Und was wißt Ihr von der Revolution?

Fritz: Von der brauchen wir nicht so viel Zahlen zu lernen, die ist einfacher.

Karl Thomas: Was bedeuten Leid und Erkenntnis von Millionen, wenn schon die nächste Generation dafür taub ist? Alle Erfahrung rinnt ins Bodenlose.

Fritz: Was sagen Sie?
Karl Thomas: Wie alt seid Ihr?

Grete: Dreizehn.
Fritz: Fünfzehn.

Karl Thomas: Und Ihr heißt?
Fritz, Grete: Fritz, Grete.

Karl Thomas: Was Ihr vom Kriege lernt, ist sinnlos. Nichts wißt Ihr vom Krieg.
Fritz: Oho!

Karl Thomas: Wie ihn Euch schildern?

Mütern wurden... nein. Am Ende der Straße, was steht da?

Fritz: Eine große Fabrik.
Karl Thomas: Was wird darin gemacht?

Fritz, Grete: Säuren, Gas.
Karl Thomas: Was für Gas?

Grete: Weiß ich nicht.
Fritz: Aber ich. Giftgas.

Karl Thomas: Wozu dient das Giftgas?

Fritz: Wenn die Feinde uns überfallen.
Grete: Ja, gegen die Feinde, wenn sie unser Land verwüsten wollen.

Karl Thomas: Wer sind denn eure Feinde?

Fritz, Grete: Schweigen.
Karl Thomas: Gib mal Deine Hand, Fritz... Was wird mit dieser Hand, wenn eine Angel sie durchlöchert?

Fritz: Danke schön, Fritsch.
Karl Thomas: Was wird mit Deinem Gesicht, wenn es ein Quentchen Giftgas umnebelt? Hast Du es in der Schule gelernt?

Fritz: Und ob! Zerfressen wird's. Nage-lahl. Und dann stirbt man.

Karl Thomas: Mchtest Du sterben?
Grete: Sie fragen komisch. Natürlich nicht.

Karl Thomas: Und nun will ich Euch eine Geschichte erzählen. Kein Märchen. Eine Geschichte, die passiert ist, bei der ich dabei war. Während des Krieges lag ich irgendwo in Frankreich im Schützengraben. Plötzlich, nachts, hörten wir Schreie, so als wenn ein Mensch furchtbare Schmerzen leidet. Dann wars still. Wird wohl einer zu Tode getroffen sein, dachten wir. Nach einer Stunde vernahmen wir wieder Schreie, und nun hörte es nicht mehr auf. Die ganze Nacht schrie ein Mensch. Den ganzen Tag schrie ein Mensch. Immer klagender, immer hilfloser. Als es dunkel wurde, stiegen zwei Soldaten aus dem Graben und wollten den Menschen, der verwundet zwischen den Gräbern lag, herein holen. Kugeln knallten und beide Soldaten wurden erschossen. Nochmal versuchens zwei. Sie kehrten nicht wieder. Da kam der Befehl, es dürfe keiner mehr aus dem Graben. Wir mußten gehorchen. Aber der Mensch schrie weiter. Wir wußten nicht, war er Franzose, war er ein Deutscher, war er Engländer. Er schrie, wie ein Säugling schreit, nackt, ohne Worte. Vier Tage und Nächte schrie er. Für uns waren es vier Jahre. Wir stopften uns Papier in die Ohren. Es half nichts. Dann wurde es still. Ach, Kinder, vermöchte ich Phantasie in Euer Herz zu pflanzen wie Korn in durchpflügte Erde. Könnt Ihr Euch vorstellen, was da geschah?

Fritz: Doch.

Grete: Der arme Mensch.

Karl Thomas: Ja, Mädchen, der arme Mensch! Nicht der Feind. Der Mensch. Der Mensch schrie. In Frankreich und in Deutschland und in Rußland und in Amerika und in England. In solchen Stunden, in denen man, wie soll ich sagen, hinabsieht bis zum Grundwasser, fragt man sich: Warum das alles? Wofür das alles? Würdet Ihr auch so fragen?

Fritz, Grete: Ja.

Karl Thomas: In allen Ländern grübelten die Menschen über die gleiche Frage. In allen Ländern gaben sich Menschen die gleiche Antwort. Für Gold und für Land und für Kohlen, für lauter tote Dinge, sterben, hungern, verzweifeln die Menschen, hieß die Antwort. Und dort und dort standen die Mutigsten des Volkes auf, riefen den Blinden zu ihr hartes Nein.

Fritz: Doch.

Grete: Der arme Mensch.

Karl Thomas: Ja, Mädchen, der arme Mensch! Nicht der Feind. Der Mensch. Der Mensch schrie. In Frankreich und in Deutschland und in Rußland und in Amerika und in England. In solchen Stunden, in denen man, wie soll ich sagen, hinabsieht bis zum Grundwasser, fragt man sich: Warum das alles? Wofür das alles? Würdet Ihr auch so fragen?

Fritz, Grete: Ja.

Karl Thomas: In allen Ländern grübelten die Menschen über die gleiche Frage. In allen Ländern gaben sich Menschen die gleiche Antwort. Für Gold und für Land und für Kohlen, für lauter tote Dinge, sterben, hungern, verzweifeln die Menschen, hieß die Antwort. Und dort und dort standen die Mutigsten des Volkes auf, riefen den Blinden zu ihr hartes Nein.

Fritz: Doch.

Grete: Der arme Mensch.

Karl Thomas: Ja, Mädchen, der arme Mensch! Nicht der Feind. Der Mensch. Der Mensch schrie. In Frankreich und in Deutschland und in Rußland und in Amerika und in England. In solchen Stunden, in denen man, wie soll ich sagen, hinabsieht bis zum Grundwasser, fragt man sich: Warum das alles? Wofür das alles? Würdet Ihr auch so fragen?

Fritz, Grete: Ja.

Karl Thomas: In allen Ländern grübelten die Menschen über die gleiche Frage. In allen Ländern gaben sich Menschen die gleiche Antwort. Für Gold und für Land und für Kohlen, für lauter tote Dinge, sterben, hungern, verzweifeln die Menschen, hieß die Antwort. Und dort und dort standen die Mutigsten des Volkes auf, riefen den Blinden zu ihr hartes Nein.

Fritz: Doch.

Grete: Der arme Mensch.

Karl Thomas: Ja, Mädchen, der arme Mensch! Nicht der Feind. Der Mensch. Der Mensch schrie. In Frankreich und in Deutschland und in Rußland und in Amerika und in England. In solchen Stunden, in denen man, wie soll ich sagen, hinabsieht bis zum Grundwasser, fragt man sich: Warum das alles? Wofür das alles? Würdet Ihr auch so fragen?

Fritz, Grete: Ja.

Karl Thomas: In allen Ländern grübelten die Menschen über die gleiche Frage. In allen Ländern gaben sich Menschen die gleiche Antwort. Für Gold und für Land und für Kohlen, für lauter tote Dinge, sterben, hungern, verzweifeln die Menschen, hieß die Antwort. Und dort und dort standen die Mutigsten des Volkes auf, riefen den Blinden zu ihr hartes Nein.

Fritz: Doch.

Grete: Der arme Mensch.

wollten, daß dieser Krieg aufhörte und alle Kriege, kämpfen für eine Welt, in der es alle Kinder gut hätten. Aber bei uns verloren sie, wurden besiegt

Lange Pause

Fris: Ward Ihr viele,
Karl Thomas: Nein, das Volk begriff nicht, warum wir kämpfen, sah nicht, daß wir für sein Leben uns erhoben.

Fris: Auf der andern Seite, waren da viele?

Karl Thomas: Sehr viele. Waffen hatten sie und Geld und bezahlte Soldaten.

Pause.

Fris: Und Ihr ward so dumm, zu glauben, Ihr könntet siegen?

Grete: Ja, da ward Ihr recht dumm.
Karl Thomas: (starrt sie an): Was sagt Ihr?

Fris: Dumm ward Ihr?

Grete: Sehr dumm.

Fris: Jetzt müssen wir gehen. Tzut Dich, Grete.

Grete: Ja.

Fris, Grete: Guten Tag. Auf Wiedersehen.

Indianerrevolte in Bolivien.

Aus Bolivien kamen kürzlich alarmierende Meldungen über einen gewaltigen Indianeraufstand, den größten seit Vizarros Zeiten. Mehr als 80.000 Indianer sollen an der Bewegung beteiligt sein. Es wurden Dörfer erobert, Farmen niedergebrannt und alles zerstört, was den Kriegern in den Weg kam. Ein großer Teil der Aufständischen ist nur mit Bogen, Speeren und Kälbo ausgerüstet. Die Nachrichten belegen weiter, daß die Bewegung eine große Gefahr für die Einwohner Bolivians bilde, weil Bolivien auch heute noch ein reines Indianerland sei. Soweit ist die Meldung richtig; doch wenn es weiter heißt, daß von den 2 Millionen Menschen, die auf der ungeheuren Fläche zerstreut leben — das Land ist fünfmal so groß wie Deutschland — die alte Hälfte rein indianisch sei, so ist das ein Irrtum. Vielmehr haben die Indianer schon allein eine Stärke von 2 Millionen, während die übrige weiße Bevölkerung, die über diese Massen herrscht, nur aus einigen Tausend besteht. Wer sich für diesen foudroyanten Staat interessiert, dem sei die Lektüre eines Buches empfohlen, das der auch weiterhin wieder vielgenannte Weltreisende Colin Ross im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, veröffentlicht hat und von dem soeben — ein merkwürdiger Zufall! — schon die vierte Auflage erscheint: „Südamerika, die aufsteigende Welt“ (mit 54 Abbildungen und 2 Karten, Leinen 9.— Mk.). Auf Seite 180 des Buches sagt der Verfasser, daß es eine Notwendigkeit für die Weißen sei, die unterdrückten, teilweise noch halbwildem indianischen Massen zu erziehen und heranzubilden und dem bisher ihnen gegenüber geübten Ausbeutungssystem ein Ende zu machen; sonst drohe Bolivien der blutige, erbarmungslose Indianeraufstand. Wir entnehmen dem beachtenswerten Buch die Schilderung eines Aufstandes, den der Verfasser in Bolivien miterlebt hat:

Copacabana

(bolivianisch-peruanische Grenze).

Das Maschinengewehrfeuer war verhallt, die Revolution hatte gesiegt. Bewaffnete Aufständische an allen Straßenecken, die Gefängnisse voll von Ministern und Beamten an allen Straßenecken, die Gefängnisse voll von Ministern und Beamten der gestürzten Partei. Auf der Plaza von La Paz wollte das Viva-Rufen auf die neuen Machthaber kein Ende nehmen.

Aber mit sinkendem Tag legte sich der Jubel. Gerüchte rannten durch die Stadt, Gespenster. Begegnende tauschten hastige Worte: Was werden die Indios machen?

Die Indianer! Gewiß, die neue Revolutionsregierung hatte sich ja auch an sie gewandt. Recht und Freiheit allen Unterdrückten! Aber man konnte nie wissen. Auch als Bundesgenossen konnten sie gefährlich werden. War es nicht in der Revolution der neunziger Jahre, als die Konservativen gestürzt wurden? Damals hatte man die Hochlandindianer bewaffnet; aber schließlich konnten sie weder Freund noch Feind, nur noch Blancos, Weiße, gegen die jahrhundertlang gebändigter Haß endlich Nachemöglichkeit fand. Eine ganze Schwadron, die sich, von den Indios gejagt, in eine Kirche geflüchtet, wurde dort abgeschlachtet, daß Fliesen und Pfeiler im Blute schwamm . . .

Die Nacht verging ohne Störung; — auch die folgenden Tage. Aber die Gerüchte blieben. Auf der Puna, dem Andenhochland, waren die Indianer aufgestanden.

In graubrauner Monotonie dehnt sich die grandios-traurige Unendlichkeit des Hochplateaus. Auf den Stationen Militär, Gendarmen, Gefangene. Es sind nur einige Hincas, heißt es, auf denen die Indianer sich empörten, die Güterhändler angezündet und die Verwalter niedergemetzelt haben. Man wird mit ihnen bald fertig sein.

Hinter der Kühle des Kreuzgangs des Klosters am See, den blutrot die Infalblume umrankt, liegt das Zimmer des Priors. Wir sitzen beisammen und pflandern. Neben der Vertikal steht ein Gewehr. Auch in den Ketten der Mönche sah ich die Waffe.

„Warum?“

„Man kann nie wissen“ . . ., über das Auge, faltentreiche Gesicht huscht kaum merkbares Lächeln, — freilich, die Jungfrau von Copaca-

bana ist unser bester Schutz. An sie werden sich die Indianer nicht wagen. Aber immerhin — es ist besser so.“

Die heilige Jungfrau von Copacabana ist mehrere hundert Jahre alt. Die ersten bekehrten Indianer schufen sie. Vielleicht wollen sie kommen, sich ihr Eigentum wiederzuerholen.

Längs des gegenüberliegenden Seeufers dehnen sich Kilometer, meilen-, königreichweit die Hincas Coytias. Ein typisch amerikanisches Schicksal: vom indianischen Maulknechtbräutigam brachte er es zum vielfachen Millionär und einflussreichsten Manne im Staat. Heute liegen die Fenster seines Palastes in La Paz in Scherben. Er selbst ist landflüchtig.

Die Hörigen auf seinen Gütern, die er mehr bedrückte als jeder Weiße, trotzdem er oder vielleicht weil er eines Stammes, einer Rasse mit ihnen ist, witterten Freiheit. Sie standen auf und schlugen ihre Sklavenhalter nieder. Die Revolution hatte doch Freiheit und Gerechtigkeit gebracht!

Aber keine Revolution kann an den Grundlagen ändern, auf denen dieser Staat ruht. Es ist die harte Herrschaft über die Masse der Farbigen, die eine kleine Schicht ausübt, die sich Blancos nennt, in deren Adern aber viel Indianerblut fließt. Und so schlägt auch die neue revolutionäre Regierung Truppen gegen die Empörer, muß es tun, um ihrer eigenen Existenz und Sicherheit willen.

Die Truppen tun ihre Arbeit wie immer. Kurz, blutig, grausam. Sie tun es, obwohl ihre Haut die gleiche Farbe aufweist, ihre Züge den gleichen Schnitt wie jene, auf die sie ihre Maschinengewehre richten, sie tun es, obwohl sie selbst auf eilig kalter, winddurchbrauster Puna auf dem Lehmboden armeneliger Hütten das Leben empfinden und aufwachsen.

Gefangene überall, an allen Stationen, auch in La Paz. Offen werden sie über den Markt geführt. Die grauen Uniformen säumen die bunten Panchos ein, aber die Gesichter sind dieselben. Eigentlich ist es nur eine dünne Decke, die die Herrschaft der „Weißen“ trägt, fatalistischer Glaube an die Macht der Blancos und die Uneinigkeit der Ureinwohner.

In dem Bündel eines der Indianer, das dieser heimlich fortzuwerfen versuchte, fand man noch einen mit Chunos zusammengeflochten menschlichen Arm.

Es ist ein uralter, unerbittlicher Haß, der sich unter slavischen Formen verbirgt und der unter der Decke glüht.

Hygiene-Ausstellung.

Du siehst auf schön getuschelten Aquarellen, Was du zu tun hast, um gesund zu sein; Aus allerlei Broschüren und Tobellen Gesundheitsregeln dir entgegenzueilen. Put' dreimal täglich deine Zähne! Hygiene . . . Mensch! Hygiene!!

Du hörst von Kalorien und Säuglingspulver, Lernst endlich kennen dein Normalgewicht . . . Wie du's erreichst, das freilich, armes Luder, Verrät man dir in diesen Räumen nicht. Was nützen dir Gesundheitspläne? Es macht nicht fett — Hygiene!

Was soll Gymnastik dir und Mensendieken Und alle schönen Atmungstheorien, Wenn du vor Hunger nicht kannst grade fiesen, Und Kirchhofstufen auf den Wangen glüh'n?! In einer Kammer: Eltern, Töchter, Söhne, Da fällt ganz aus — Hygiene! F. E. M u j c h.

Die Kage im Baum.

Eine Parabel von Ernst Moritz Häufig.

Die schwarze Kage hatte sich bis in die höchsten Wipfel der Ulme verklektert. Die Bewohner der höchsten Stodwerke, die das Fenster sommerlich geöffnet hielten, hörten nicht mehr die Finken. Sie hörten nur noch das Mianen der Kage im Baum.

Der Dichter trat an das Fenster seiner Dachkammer und sagte: „Arme Kage, du kannst nicht herunter seit zwei Tagen. Darum klagst du Tag und Nacht.“ Dem Dichter gegenüber wohnte ein Mann, der in Hemdsärmeln auf seinen Balkon trat und ein entzwickeltes Aussehen hatte. Er rief zu dem Dichter herüber: „Haben Sie nicht einen Revolver, um die Kage herunterzuschießen? Seit zwei Tagen frißt sie uns sämtliche Singvögel weg.“ Der Dichter hatte keinen Revolver und wollte nicht schießen. Er rief zu dem Mann in Hemdsärmeln hinüber: „Aber die Kage möchte doch gern herunter, sehen Sie das nicht? Und daß sie sämtliche Singvögel gefressen hat, das kann ich mir nicht denken.“

Da kam der Sturm und der Regen über den Hof, über die Wohnungen, über die Ulme. Und am nächsten Tage war die Kage weg vom Baum. Und die Finken sangen wieder an zu singen. Die Kage muß doch, sagte sich der Dichter, so manchen Vogel gefressen haben.

Aber war sie, so fuhr er in seinen Gedanken fort, auf den Baum geklettert, um die Vögel zu fressen? Oder frag sie oben auf dem Baum die Vögel nur aus Not, weil sie nicht herunter konnte und sich dort oben ernähren mußte? Nun, sagte der Dichter, der Sturm hat dies Problem auf seine Weise gelöst.

So wie der Kage in der Ulme, denke ich mir nun, könnte es auch in der Menschenwelt denen ergehen, die oben sitzen und sich von den schwächeren Wesen ernähren. Von denen, die bei uns oben sitzen, weiß man auch manchmal nicht recht: Sind sie hinaufgeklettert, um die Schwächeren zu fressen? Oder — müssen sie notgedrungen die Schwächeren verschlingen, um nicht aus der Höhe, in die sie sich nur verklektert haben, herunterzufallen. Und ich glaube: Auch hier wird der große Sturm das Problem am besten lösen. Der Sturm nämlich, der das, was oben ist, nach unten wirft. Der Sturm, den die Raubtiere fürchten, aber den alles, was Flügel hat und singen kann und zur Höhe will, erhofft. Der Sturm, der die Raubtiere aus der Höhe

schmettert, so daß keiner mehr darüber nachzudenken braucht, ob man mit ihnen Mitleid haben muß, weil sie sich verkrüppelt haben, oder ob man sie verabscheuen muß, weil sie sich vom Blute der Schwächeren ernähren.

Was mancher nicht weiß.

Schlingern (auch Rollen) ist die Bewegung des Schiffes von einer Seite zur anderen, während die Bewegung in der Längsachse Stampfen genannt wird. Jedes Schiff schlingert, je nach dem Zustande der See, mehr oder weniger. Bei tief liegendem Schwerpunkt sind die Bewegungen schnell und heftig, andernfalls sind sie länger und haben einen größeren Ausschlagwinkel, wie z. B. bei den Panzerschiffen, bei denen durch die schweren Geschütze und den Panzer der Schwerpunkt sehr hoch liegt.

Bademetrum nennt man ein Buch, das als Leitfaden, etwa in irgend einer Wissenschaft, oder als Ratgeber, gleichsam als Begleiter in allen möglichen Lebenslagen, dienen soll und deshalb in besonders kleinem handlichen Format hergestellt wird, so daß es leicht überallhin mitgeführt werden kann.

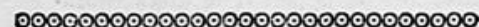
An der Küste von Norwegen und Schweden sind auf hervorragenden Punkten Ausflugs angebracht, die nur durch steile Leitern erreicht werden können. Von diesen Ausflugs halten schulenartige Knaben zur Zeit der Wanderfischzüge Wache. Sobald sich eine Masse Fische zeigt, läuten die Knaben eine Glocke, worauf jung und alt jegliche Beschäftigung aus der Hand wirft und der Küste zu in die bereitliegenden Boote eilt, um den Fischhegen zu bergen.

Ein **englischer Segler**, der im Jahre 1800 gebaut wurde, ist das älteste Schiff, das noch im Gebrauch ist.

Puppentheater. Gut gearbeitete Marionetten werden oft an dreißig Fäden bewegt und von sechs Personen gleichzeitig geführt.

Die **Flußperlmuschel**, die namentlich im Gebiet der Weißen Elster (Vogtland) häufig ist und in großen Exemplaren vorkommt, ist eine der wenigen Muscheln Deutschlands, die echte Perlen erzeugt. Sie wird 14 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit und wird 100 und mehr Jahre alt, weist aber selten schöne Perlen auf.

Vom Blitze werden in Deutschland jährlich 200 bis 300 Menschen getroffen und 50 bis 100 getötet, und zwar meistens beim „Schutzsuchen“ unter Bäumen. Auf lebende Wesen wirkt der Blitz so schnell, daß sie meist lautlos und ohne Zuckungen umfallen, wohl auch reigungslos in ihrer letzten Stellung verharrt. Meist tritt zuerst Zählung, dann Ersticken ein. Wiederbelebte klagen über Schmerzen wie bei Brandwunden.



Litanische Sprichwörter.

Auch über einen kleinen Baumstumpf kippt mancher Wagen.

Aus einer großen Wolke kann auch ein kleiner Regen kommen.

Wenn der Hund Geld hätte, würde er nicht heulen.

Du sollst den Gast ehren, selbst wenn er keinen Gasthauß wert ist.

Komm, solange man dich erwartet, und gehe, solange man dich noch gern hat.

Zu jedem Hause führt ein Pfad.

Wer verfolgt, der holt auch ein.

Wer in einem armseligen Ben geboren ist, stirbt auch meist darin.

Ueber einen niedrigen Zaun kann jeder Bod springen.

Wer Geld leiht, schaut wie ein Falke drein; wer aber zurückzahlt, sieht wie ein verprügelter Hund aus.

Allerlei.

Eine gigantische Hängebrücke. Der gewaltige Autoverkehr New Yorks stellt die Architekten und Ingenieure der Stadt vor immer neue Verkehrsprobleme. Insbesondere ist es die direkte Verbindung zwischen den beiden Ufern des gewaltigen Hudsonstromes, die immer neue Rüsse zu knaden aufgibt. Zur Zeit ist ein vornehmlich dem Autoverkehr bestimmter Tunnel unter dem Flusse im Bau. Nunmehr ist der Bau einer neuen Hängebrücke zwischen New York und der jenseits des Hudson liegenden Stadt New Jersey beschlossen worden. Mit den Arbeiten, die 1931 beendet sein sollen, wurde bereits begonnen. Die neue Brücke wird die größte Hängebrücke der Welt werden. Sie schwingt sich in einer Höhe von 60 Meter über dem Durchschnittswasserspiegel des Flusses, den sie in einer Länge von 1 Kilometer überbrückt. Die Tragetürme an den beiden Ufern müssen die stattliche Höhe von je 180 Meter bekommen, so daß sie die Gegend umher weit hin beherrschen. Auf der New Yorker Seite liegen sie im Stadtteile Manhattan, der nach der Vollendung des Niesenbauwerkes und nach der Inbetriebnahme des im Bau befindlichen Autotunnels zum Brennpunkt des amerikanischen Autoverkehrs werden wird.

Platin, das teuerste Metall. Im Jahre 1913 betrug die Platin-Produktion der Welt: 8308 Kilogramm, wovon Rußland allein 7750 Kilogramm lieferte. Der Preis betrug damals 3.50 Goldfrank pro Gramm. Nach dem Kriege war die Platingewinnung stark zurückgegangen. Sie betrug für die gesamte Welt 3000 Kilogramm im Jahre 1926. Hauptproduzent ist nach wie vor Sowjetrußland, wo das Platin besonders im Ural gewonnen wird. Daneben beteiligt sich seit einigen Jahren in stärkerem Maße auch Kolumbien in Südamerika sowie Transvaal in Südafrika. Wie die „Deutsche Bergwerkszeitung“ meldet, soll jetzt durch M. Köhler, Berlin, ein neues elektrolytisches Verfahren entdeckt sein, durch das aus Erzen hier in Deutschland Platin als Nebenprodukt gewonnen werden kann. Bisherweit dieses Verfahrens Erfolg haben wird, müssen die weiteren Versuche noch zeigen. Vor dem Kriege wurde eine Zeitlang viel von einem englischen Verfahren zur Gewinnung von Gold aus Seewasser gesprochen, aber die darauf gesetzten Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht. Mit dem stark gestiegenen Preis von 7.50 bis 9 Goldfrank pro Gramm ist heute Platin das teuerste Metall der Welt.

Allerlei Hausrezepte

Flaschen reinigt man, indem man sie mit kaltem Wasser füllt und einen Eßlöffel voll trockenen Mostisch hineingibt. Dann schüttelt man den Inhalt kräftig, läßt ihn eine halbe Stunde in der Flasche und spült sorgfältig mit klarem Wasser nach.

Abgenutzte Ledermöbel reibt man mit einem in Terpentin getauchten, weichen Luche ab. Hartnäckige Flecke behandelt man mit schwachem Essigwasser und putzt das Leder, nachdem es getrocknet ist, mit gerührtem Eiweiß blank.

Leere Zündholzschafteln benutze man zum Feueranzünden, indem man sie mit den Abfällen und Enden verbrauchter Zündhölzer, kleinen Schwartenspänen, Lichtstumpfen usw. anfüllt. Sie ergeben sehr gute Zünder.

Rosifleden entfernt man aus weißen Stoffen mit saurer Milch.

Heiteres.

Die Suppe.

Einjt fuhr der Narr des Abtes von St. Gallen mit seinem Herrn auf dem Züricher See. Dabei äußerte er den seltsamen Wunsch: „Ach! Wenn das lauter Milch statt Wasser wäre!“ „Was wolltest du dann hineinbroden?“ fragte der Abt.

„Nur Mönche und Nonnen, und der Teufel müßte die ganze Suppe auslöffeln.“

„Nicht auch?“

„Weßhalb sollte ich dem Teufel den fettesten Bissen nicht gönnen?“ war die schlaf fertige Antwort des Narren.

Galischer Humor. Im vollbesetzten Abteil der ersten Klasse des Schnellzuges Marseille-Paris entspinnt sich zwischen zwei Fahrgästen ein lebhafter Disput. Der Schaffner erscheint. „Herr Kontrolleur,“ sagt der eine Herr und weist sich als Abgeordneter der Kammer aus, „ich friere sehr, kein Wunder, bei meiner Lebensweise und Tätigkeit in geschlossenen Räumen. Der Herr da will die Tür nicht schließen; wenn das nicht geschieht, werde ich eine Lungenentzündung bekommen.“ — „Gott sei Dank, Schaffner, daß Sie da sind,“ erwidert der andere, ein dicker asthmatischer Herr, der ständlich nach Luft ringt, „ich bin Senator und jahre jetzt gerade zur Tagung; die Tür muß offen bleiben, oder ich ersticke!“ Der Kontrolleur ist ratlos; wie immer er entscheidet, er muß entweder dem Deputierten oder dem Senator verlegen, es wird eine Beschwerde geben! „So tun Sie doch beiden Herren den Willen,“ mißt sich da ein gewöhnlicher Reisender ins Gespräch, „machen Sie die Tür auf, und der Herr Deputierte wird seine Lungenentzündung bekommen und sterben, wie er es uns versprochen hat; dann schließen Sie die Tür, damit der Herr Senator ersticken kann. Dann können wir ruhig schlafen und jedem ist gedient!“

Eine gute Antwort. Die Bahnhofs-Restaurations war voll von Teilnehmern einer nahen Treibjagd. Es war nur noch ein Platz an dem Tisch frei, wo Aristokraten herumsaßen. Deshalb mußte sich ein eintretender Arbeiter zu ihnen setzen. Offenbar: die Aristokraten störte die Anwesenheit dieses gewöhnlichen Proleten und um ihn zu vertreiben, fragte einer höhnisch und anmaßend den Antömmeling: „Würden Sie sich vielleicht mal vorstellen, Herr Graf?“ Der Arbeiter antwortete heiteren Tones: „Oh nein, Sie irren, mein Herr! Ich bin weder ein Graf, noch sogar ein Baron, sondern ich habe ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte gearbeitet und darum habe ich solch' irrtümliches dummes Aussehen.“ (Esperanto-Btg. „Sennaculo“.)

Er kennt sich aus. A.: „Jedeßmal, wenn ich nachts länger ansbleibe, bin ich am anderen Tage wie zerschlagen!“ B.: „Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie verheiratet sind.“

Rätsel-Ged.

Kopierrätsel.

Waldemar, Glühwürmchen, Büdling, Richter, Zense, Zirkelbogen, Gefäß, Knickel, Genejung, Korunde, Ideal. Aus vorstehenden elf Wörtern sind je drei, aus dem letzten Wort zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht, ein altes Sprichwort nennen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat: 1. Brom; 2. Rode; 3. Obin; 4. Mann.